

Ein Baum und eine Schaukel

Was Bertolt Brecht mit Achern,
und was Marie Luise Kaschnitz mit Karlsruhe verband

Dass die Eindrücke, die man als Kind empfangt, nicht verlöschen, selbst „in ihren kleinsten Teilen“¹ nicht, hat schon Goethe behauptet (und in seinen autobiographischen Schriften auch bewiesen). „Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist“², heißt es auch bei Johann Peter Hebel; was der sogenannte Hausfreund freilich ganz natürlich findet, denn „man hat am längsten Zeit, daran zu denken“³. Und woran denkt man dann? An Ereignisse, Erlebnisse, an Menschen und an Dinge; ja, auch an Dinge, die etwas bedeuteten, auch wenn man oft nicht wusste, was es war; vielleicht war es ja das Leben, das eigene, selbst.

EIN BAUM ...

*Vor meinem Fenster steht ein Baum.
Es ist ein Baum und keiner doch.
Hofmauern rauben ihm den Raum.
Sein Himmel ist ein Zellenloch.*

Joseph Weinheber, Der Baum

„Der frühe Brecht war“, wie die kluge Marieluise Fleißer, die ihn gut kannte, schrieb, „kein Mann, der auf dem Lande hätte leben mögen, in der Großstadt lebte er aus Überzeugung. Dies sei eine City, betonte er, ein Ort, an dem die Menschen leichter miteinander in Verbindung treten und ihre Geschäfte betreiben. Er war also Großstädter.“⁴ Er war Berliner, genauer gesagt. Und so sah er auch aus: mit Lederjacke und Schiebermütze, die Zigarre zwischen die Zähne geklemmt. So wollte er gesehen werden.

Und doch: da gab es noch etwas anderes, was älter, vielleicht auch stärker war, und was er nie vergaß.

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.

Meine Mutter trug mich in die Städte hinein
Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder

Wird in mir bis zu meinem Absterben sein.
(*BW 11, 119*)

So fängt sein Gedicht „Vom armen B. B.“ an, das 1922 geschrieben und 1927 erstmals gedruckt wurde; und so hört es auf:

Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen

Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter
in früher Zeit. (*BW 11, 120*)

Was aber eigentlich nicht stimmt. Die Stadt Augsburg, in der Eugen Berthold Brecht, der Dichter, am 10. Februar 1898 geboren wurde, konnte kaum als eine „Asphaltstadt“ bezeichnet werden. Und wenn er, ebenfalls 1922, in einem Brief an Herbert Jhering schrieb: „Meine Eltern sind Schwarzwälder“ (*BW 28, 177*) – dann ist auch dies nicht wahr.

Wahr ist vielmehr, dass seine Mutter Wilhelmine Friederike Sofie geb. Brezing aus Roßberg bei Bad Waldsee stammte und wohl kaum, wie es in einem frühen Gedicht des Sohnes heißt, „im Wald aufgewachsen“ (*BW 11, 21*) war, und schon gar nicht im Schwarzwald. Und wahr ist, dass sein Vater Berthold Friedrich aus Achern an der Acher stammte, das auch nicht im Schwarzwald, aber immerhin an dessen Rand lag. Dort betrieb der Großvater, Stephan Berthold Brecht, eine Steindruckerei; er war, wie seine Erzeugnisse zeigen, ein ungewöhnlich fähiger, feinsinniger Lithograph. Die Großmutter Karoline geb.

Wurzler besorgte ganz allein den großen Haushalt, kochte für den Mann, für die bis zu acht Gesellen und Gehilfen sowie für die fünf Kinder, die ihr von den neun, die sie geboren hatte, geblieben waren. (So hat der Enkel sie auch beschrieben; dass sie aber später, nach dem Tod des Großvaters, ein ganz anderes Leben geführt habe, ist wieder nicht wahr.⁵⁾

In den Ferien kam Bertolt Brecht mit Walter, seinem Bruder, aus Augsburg nach Achern, das beiden zu einer „zweiten Heimat“⁶⁾ wurde. Sie besuchten die Mutter, die dann außerhalb des Städtchens auf der Wilhelmshöhe wohnte, und schwammen im Felsenbad. Mit den Kindern des Nachbarn wanderten sie auf die Hornisgrinde. „Der Gipfelrücken war kahl, kühler Wind wehte, der Blick reichte weit nach Westen. Bei gutem Wetter sah man das Band des Rheins glitzern, und der Turm des Straßburger Münsters ragte nadelscharf auf.“⁷⁾ Dann stiegen sie zum dunklen Mummelsee hinab und kehrten wieder heim; sie kamen wieder an der „Illenau“ vorbei, der Landesirrenanstalt, und das verworrene Geschrei, das sie dort hörten, machte ihnen Angst. Und an Sonntagen mietete der Großvater manchmal eine Kutsche und fuhr mit der Familie nach Sasbachwalden oder über Oberachern nach Kappelrodeck, wo man zum Vesper einkehrte.

Das Haus der Großeltern, das seit über einem Jahrhundert im Familienbesitz und überhaupt das älteste von Achern war, stand an der Hauptstraße (Nr. 66), in der dienstags und samstags der Markt stattfand. Noch wurde sie, auf der anderen Seite, von einem seichten, schmalen Bächlein durchflossen, aus dem man, wenn es brannte, das Löschwasser schöpfte, und zwar mit den Kübeln, die in jedem Hausflur hingen; ansonsten plätscherten die Kinder in ihm herum.

Das Haus selber enthielt im unteren Stockwerk die Werkstätten, im oberen die Wohnung der Großeltern; sie konnten von ihrem Schlafzimmer, das nach Osten hin lag, über die Häuser hinweg den Schwarzwald und die Hornisgrinde sehen. Durch den Flur oder durch die große Einfahrt ging es in den Hof hinter dem Haus; dort standen ein Schuppen und ein Schweinestall, dessen Bewohner, Tag für Tag, vom städtischen Schweinehirten auf die Weide und wieder nach Hause getrieben wurde; und der Birnbaum,

der sogar zwei Arten von Birnen trug. Sie kamen mit in die Kiste, in der die Großeltern im Spätherbst, wenn das Schwein geschlachtet worden war, Fleisch und Wurst nach Augsburg schickten.

Und der Baum hatte es, wie es scheint, dem jungen Dichter angetan. Denn als dieser zum letzten Mal nach Achern kam, als, am 17. Juli 1927, im Kurhaus von Baden-Baden das Singspiel „Mahagonny“ uraufgeführt wurde, das er zusammen mit Kurt Weill geschrieben hatte – da kam er, um nachzusehen, „ob der alte Birnbaum im Hof des Hauses noch steht“⁸⁾. Er stand noch, und Brecht freute sich, weil er ihn liebte. Auch der Vater scheint ihn geliebt und an ihn gedacht zu haben, als er im Hof des Hauses, in dem die Brechts in Augsburg wohnten, ein Pfirsichbäumchen hegte – und der Sohn, der Dichter, hegte ihn wenigstens in seinen Werken. In einem seiner Gedichte hat er sich, mit Bezug auf Augsburg, an „die Pfirsichbäume an der Häuserwand“ (*BW 9, 580*) erinnert, mit denen das „Aprikosenbäumchen an der Hausmauer“ (*BW 9, 815*) verwandt ist. Das Gedicht, in dem es vorkommt, wurde schon im Exil geschrieben, wie ein weiteres, in dem der „verkrüppelte Baum im Hof“ (*BW 14, 432*) vorkommt, und wie wieder ein weiteres, in dem es heißt:

Im Hofe steht ein Pflaumenbaum
Der ist klein, man glaubt es kaum.
(*BW 12, 21*)

Und dann gab es die drei alten Kastanienbäume in Augsburg, von denen noch in einer autobiographischen Aufzeichnung aus dem Jahre 1943 die Rede ist und von denen der, der dem Elternhaus am nächsten stand, „ein wenig verkrüppelt und der kleinste“⁹⁾ war; und es gibt jenen „kleinen Kastanienbaum im Eck des Hofes“ (*BW 12, 82*) und den „Baum im Hof“ (*BW 7, 131*), dessen Blätter die junge Simone Machard im Nachtwind rauschen hört. Und als Herr Keuner mit seinen Freunden in den Wald gehen soll, weil sie glauben, dass er die Bäume liebt, belehrt er sie: „Ich sagte, daß ich den Baum in meinem Hofe liebe.“ (*BW 18, 473*) Auch Brecht hat diesen oder jenen Baum geliebt, und den in Achern zuerst; und er hat es beklagt, in Zeiten leben zu müssen, in denen

Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt! (BW 12, 85)

Und warum hat Brecht die Bäume so geliebt? Warum hat er den Vater, als dieser 1928 die bisherige Wohnung mit einer anderen, kleineren vertauschte, gefragt: „Stehen die Bäume noch?“ (BW 28, 318). Weil sie, gleich ihm, gleichsam aus dem Wald in die Stadt verschlagen worden waren, wo sie als Einzelne, Einsame zu überleben versuchten – wie der Baum namens Green, von dem er in der „Hauspostille“ spricht, und zu dem er sagt: „Ja, wir sind nicht für die Masse“ (BW 11, 55), und: „Es war wohl keine Kleinigkeit, so hoch heraufzukommen zwischen den Häusern“ (BW 11, 55). Auch keine Kleinigkeit für Bertolt Brecht.

... UND EINE SCHAUKEL

Sie sprang hinauf mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngsten Mädchentagen, und ehe sich noch der Alte, der ihr zusah, von seinem halben Schreck erholen konnte, huckte sie schon zwischen den zwei Stricken nieder und setzte das Schaukelbrett durch ein geschicktes Auf- und Niederschnellen ihres Körpers in Bewegung. Theodor Fontane, Effi Briest

Im Großelternhaus kehrte auch Marie Luise Kaschnitz gerne ein, fühlte auch sie sich wohl – wohler als im Elternhaus in Karlsruhe, in der Waldstraße (Nr. 66), in dem sie am 31. Januar 1901 geboren worden war; wohler auch als in Potsdam, wohin der Vater schon 1902 versetzt wurde und wohin die Familie noch im selben Jahr zog. „Das Großelternhaus in Mühlburg bei Karlsruhe, der alte feuchtschattige Garten, das Rosenhäuschen, die Brauerei. (...) Die chinesische Laterne vor den Stufen, die vom runden Salon in den Garten führten, das kleine Treibhaus mit Hunderten von Rosen, die so süß dufteten, der feuchte, dunkle Weg zwischen den Haselbüschen, und hinter der Mauer das Pferdestampfen und Fässerrollen der Brauerei. Die Schaukel mit dem breiten, moosüberwachsenen Brett, den dicken, nassen Seilen, und wie meine langen Haare den Boden streiften, wenn ich mich

zurückwarf, um immer höher hinauf zu gelangen.“ (KW 3, 550)

Ja, die Schaukel; sie ging der Dichterin zeitlebens nicht mehr aus dem Sinn (so wenig wie dem Dichter der Baum). „Da war“, so heißt es in einem ihrer Hörspiele, „einmal eine Schaukel. Ihre Pfähle waren stark, aber so morsch, daß sie im Dunkeln leuchteten. Ihr Brett war breit und dick, aber der Holzwurm hat es zerfressen. Ihre Seile waren wie Schiffs-taue, aber die Sonne hat sie mürbe gemacht.“ (KW 6, 306) Worauf der Frau, die hier spricht, gesagt wird: „Sie möchten noch einmal schaukeln wie als Kind. Den Kopf zurückwerfen und mit Ihren Haaren den Boden fegen. Durch die Baumkronen fahren wie ein Blitz und das Blattwerk zerreißen. Die Seile in Ihren Händen spüren, naß, rau, und in Ihren Kniekehlen das moosbewachsene Brett. Sie möchten das klagende Geräusch hören, mit dem sich die alten Knoten in den Ringen bewegen.“ (KW 6, 306) Die Frau, für die dies gilt, ist keine andere als Marie Luise Kaschnitz selbst. Sie ist die junge Frau, die von ihrer Kindheit träumt, zu der auch „die alte verfaulende Schaukel“ (KW 1, 149) gehörte. Und sie ist eigentlich auch der Knabe, der in einem Märchen, das sie für Kinder schrieb, einen alten Garten durchstreift: denn dort fand er „in den Büschen eine alte Schaukel und schwang sich auf das breite Brett, und die Schaukel ächzte und stöhnte“ (KW 1, 375). Und sie ist das Kind, das träumt, und zwar „angenehme Träume, Schaukelträume, auf einer Schaukel, deren Seile weiß Gott wo befestigt sind, fliegt es über dem maigrünen Birkenwäldchen hin“ (KW 4, 375). Und bald, so heißt es anderswo, „sitzen wir wieder auf der Schaukel und fliegen durch die nassen Gebüsche und bilden uns ein, alles sei gut“ (KW 6, 517 f.). Noch in der Katastrophe der Jahre 1944 und 1945 erschien ihr die ferngerückte, fremdgewordene Vergangenheit schlechthin als die „Zeit, da junge Mädchen auf breiten Schaukeln durch die Baumwipfel flogen“ (KW 7, 55).

Auch der Ort, an dem diese Schaukel stand, ging der Dichterin nie aus dem Sinn. Es war der Garten in Mühlburg, der für sie „immer der Inbegriff allen Ferienglücks“ (KW 7, 776) blieb. Und es war ein „tief schattiger, geheimnisvoller Garten“ zwischen „hohen Mauern“ (KW 1,

183); so beschrieb sie ihn in einem frühen Roman, der freilich tief im Süden spielt; und in einem anderen, noch früheren, ebenfalls im Süden spielenden beschrieb sie einen „Duft wie von Gärten hinter Mauern“ (*KW 1, 32*)¹⁰. Und in einer romanhaften Erzählung, die um den jungen Eichendorff kreist und daher dann im Osten spielt, beschwor sie „die heimatliche Gartenmauer, jene Grenze zwischen der Behütung des Hauses und dem unendlichen Draußen“ – sie blieb, wie der ganze Garten, „immer unvergessen“ (*KW 6, 624*).

Unvergessen blieben also auch die Eindrücke, die dieses Kind empfing. Doch (anders als bei Brecht) waren die Großeltern auf der mütterlichen Seite und war vor allem der Großvater gemeint: nämlich Wilhelm Freiherr von Seldeneck, der mit Emma Helene Anna geb. Freiin Rüdiger von Collenberg verheiratet und dessen Tochter Elsa wiederum mit Max Freiherr von Holzing-Berstett verheiratet und die Mutter von Marie Luise war. Der Großvater selber war großherzoglich badischer Obereschlosshauptmann, Kammerherr und Exzellenz; außerdem Großgrundbesitzer und Besitzer einer Brauerei, die unter ihm einen enormen Aufschwung nahm. Aber in der Inflation verlor er, was er besaß. Seine Welt versank; vergessen wurde sie nicht.

ALLE DIESE BILDER

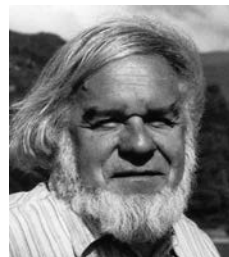
In einem ihrer frühen Bücher beschrieb Marie Luise Kaschnitz das Leben des Malers Gustave Courbet; und so auch seine jungen Jahre, und das, was ihn in ihnen beeindruckte, was ihm begegnete, was er sah. „Alle diese Bilder prägten sich ihm ein und wurden ein Teil seiner selbst.“ (*KW 6, 647*) Wie die Bilder, von denen hier die Rede war.¹¹

Anmerkungen

- 1 Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. In: J. W. G., Werke Bd. 7 (= Romane und Novellen Bd. 2). Hrsg. von Erich Trunz. 12. Aufl. München 1989, S. 512.
- 2 Johann Peter Hebel, Baumzucht. In: J. P. H., Werke Bd. 1 (= Erzählungen des Rheinischen

Hausfreundes/Vermischte Schriften). Hrsg. von Eberhard Meckel. Frankfurt a. M. 1968, S. 355 bis 358; hier S. 356.

- 3 Ebd.
- 4 Marieluise Fleißer, Der frühe Brecht. In: M. F., Ausgewählte Werke. Hrsg. von Klaus Schuhmann. Berlin und Weimar 1979, S. 815–820; hier S. 815.
- 5 Bertolt Brecht, Die unwürdige Greisin (*BW 18, 427–432*). – Vgl. Johannes Werner, „In einem badischen Städtchen“. Die Großmutter des Dichters Bertolt Brecht. In: *Badische Heimat* 2/1999, S. 329–337.
- 6 Walter Brecht, Unser Leben in Augsburg, damals. Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1984, S. 162.
- 7 Ebd. S. 174.
- 8 Zit. n. Götz Bubenhofer, Unter dem breiten Dach des Hauses am Markte. Bert Brecht und seine Beziehungen zu Achern. In: *Acherner Rückblicke* 2 (2002), S. 44–59; hier S. 46 (mit falscher Angabe der Quelle).
- 9 Bertolt Brecht, Tagebücher 1920–1922/Autobiographische Aufzeichnungen 1920–1954. Hrsg. von Herta Ramthun. Frankfurt a. M. 1975, S. 234.
- 10 In dem in diesem Roman erzählten Traum, der die Erzählerin in die Kindheit zurückführt, ist die „Mauer, die den Garten umschließt“ und über die hinweg sie „den Geruch der Gebüsch“ (*KW 1, 153*) spürt, zugleich die vom Schloß in Bollschweil im Breisgau, ihrer anderen Heimat. Hier wie dort gab es „ein hübsches altes Haus in einem großen Garten“ (*KW 6, 390*), einem Garten mit „sauberen Wegen und Beeten voll Blumen“ (*KW 6, 325*).
- 11 Vgl. Johannes Werner, Brechts „unwürdige Greisin“ in Achern (= Spuren 78). Marbach a. N. 2008; ders., Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren 54). Marbach a. N. 2001. – Zitate: Bertolt Brecht, Werke. Hrsg. von Werner Hecht/Jan Knopf/Werner Mittenzwei/Klaus-Detlef Müller. 30 Bde. Berlin und Weimar/Frankfurt a. M. 1988–1998 (= *BW*); Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke. Hrsg. von Christian Büttrich und Norbert Miller. 7 Bde. Frankfurt a. M. 1981–1989 (= *KW*).



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-
Illingen